

Philip Yancey

# Beten

 R. Brockhaus

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel: PRAYER: DOES IT MAKE ANY DIFFERENCE? bei Zondervan, Grand Rapids/Michigan  
© 2006 Philip Yancey

Deutsch von Friedemann Lux

Alle Bibelzitate folgen, sofern nicht anders angegeben, der Lutherbibel, revidierter Text 1984, durchgesehene Ausgabe in neuer Rechtschreibung, © 1999 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.

© 2007 R. Brockhaus Verlag Wuppertal  
Umschlaggestaltung: Dietmar Reichert, Dormagen  
Fotografie Wüste: © Arteki / Fotolia.de  
Satz: Satz & Medien Wieser, Stolberg  
Druck: Finidr s.r.o., Tschechien  
ISBN 978-3-417-26716-7  
Best.-Nr. 226.716

# INHALT

<b>Teil 1 – Gemeinschaft mit Gott</b> .....	7
1. Unser tiefstes Sehnen .....	9
2. Blick von oben .....	19
3. So wie ich bin .....	36
4. Der Gott, der da ist .....	56
5. Freunde Gottes .....	71
<b>Teil 2 – Dem Geheimnis auf der Spur</b> .....	91
6. Warum beten? .....	93
7. Ringkampf .....	116
8. Gottes Partner .....	132
9. Was bringt es? .....	152
10. Kann Beten Gott verändern? .....	175
11. Bitte, suche, klopf an .....	196
<b>Teil 3 – Die Sprache des Gebets</b> .....	211
12. Aller Anfang ist schwer .....	213
13. Die Grammatik des Gebets .....	232
14. Hemmschuhe .....	252
15. Der Klang der Stille .....	272
<b>Teil 4 – Gebets-Dilemmas</b> .....	293
16. Wer ist schuld, wenn Gebete nicht erhört werden? ...	295
17. Nicht erhörtes Gebet: Mit dem Geheimnis leben ....	319
18. Gebet und Heilung .....	342
19. Worum wir beten sollen .....	370
<b>Teil 5 – Die Praxis des Gebets</b> .....	393
20. Das Gebet und ich .....	395
21. Das Gebet und die anderen .....	417
22. Das Gebet und Gott .....	434

<b>Anhang</b> .....	454
Weiterführende Literatur .....	454
Danke! .....	455
Copyright-Hinweise .....	457
Anmerkungen .....	458

Wir beten,  
weil wir gar nicht anders können.  
*William James*<sup>1</sup>

*Teil 1*

---

Gemeinschaft mit Gott

Kein Zweifel: Das Gebet ist eine Realität.  
Es ist die spezifisch menschliche Reaktion auf jenes  
endlose Mysterium von Seligkeit und Brutalität,  
unpersönlicher Macht und lyrischer Intimität,  
das unser Leben ausmacht.

*Patricia Hampl<sup>2</sup>*

## *Kapitel 1*

# Unser tiefstes Sehnen

Als ein Doktorand der Universität Princeton ihn fragte: »Worüber kann man heute überhaupt noch eine Doktorarbeit schreiben?«, antwortete Albert Einstein: »Schreiben Sie über das Beten. Jemand muss herausfinden, wie das funktioniert.«<sup>3</sup>

Ich hatte den falschen Zeitpunkt für meinen Besuch in St. Petersburg gewählt. Ich kam im November 2002, als die Stadt sich mit einem Labyrinth aus Baustellen auf ihren 300. Geburtstag, den sie im folgenden Jahr begehen würde, vorbereitete. Jedes wichtigere Gebäude war eingerüstet, und die romantischen Kopfsteinpflasterstraßen waren von Steinen und Schutt übersät, die meine morgendliche Joggingrunde in ein Abenteuer verwandelten. Ich lief mit gesenktem Kopf durch die Dunkelheit (in diesen Breitengraden ging die Sonne im November erst um zehn Uhr morgens auf), im Slalom um die Ziegel- und Sandhaufen der Arbeiter, alle paar Sekunden nach vorn linsend, um die Glatteisstellen rechtzeitig zu sehen.

An einem Morgen muss ich wohl nicht aufgepasst haben, denn plötzlich lag ich mit dem Gesicht auf der Straße, zitternd und halb betäubt. Ich setzte mich auf und erinnerte mich, dass ich im Fallen den Kopf zur Seite geruckt hatte, um einem Stück Armierungsstahl auszuweichen, der unvermittelt vom Bürgersteig nach oben ragte. Ich zog meine Handschuhe aus und betastete mein rechtes Auge. Es war blutig. Die ganze rechte Gesichtsseite war blutig. Ich stand auf, bürstete den Staub und Schnee von meinem Jogginganzug und befühlte mich weiter. Ich begann, langsam zu gehen, probierte meine pochenden Knie und Ellbogen aus. Ich schmeckte Blut und merkte, dass

ein Schneidezahn fehlte. Ich kehrte um, um ihn in der Dunkelheit zu suchen, ohne Erfolg.

Als ich den Newskij Prospekt erreichte, eine belebte Allee, merkte ich, wie die Passanten mich anstarrten. Russen schauen Fremde selten direkt an; ich muss schlimm ausgesehen haben. Ich humpelte zu meinem Hotel und erklärte dem skeptischen Sicherheitspersonal vor der Tür, dass ich hier wohnte. Ich ging auf mein Zimmer, klopfte an und sagte: »Janet, lass mich rein, ich hab 'nen Unfall gehabt.«

Wir kannten die Schauergeschichten über das russische Gesundheitssystem – dass die Gefahr bestand, das Krankenhaus mit einer Schramme zu betreten und mit AIDS oder Hepatitis wieder zu verlassen. Ich beschloss also, mich selber zu verarzten. Nachdem wir die Minibar im Zimmer um ein paar kleine Flaschen Wodka erleichtert hatten, begannen wir, mein Gesicht damit zu reinigen. Meine Oberlippe war gerissen. Ich biss die Zähne zusammen, goss den Alkohol über die Schnittwunden und rieb mit einer Packung Erfrischungstücher von dem Luftansa-Flug über mein Gesicht. Dann klebten wir, das Beste hoffend, die Lippe mit einem Heftpflaster zusammen. Die Gegend um mein rechtes Auge war inzwischen heftig rot geschwollen, aber mein Sehvermögen schien intakt zu sein.

Ich nahm ein paar Aspirintabletten ein und ruhte mich aus. Dann ging ich zurück zum Newskij Prospekt und suchte ein Internet-Café. Ich stieg drei Treppen hoch, handelte mit Händen und Füßen den Preis in Rubeln aus und setzte mich an einen bequemen Computer-Terminal. Die Tastatur war russisch, die Buchstaben auf dem Bildschirm ebenfalls. Nach zehn Minuten Fehlstarts klickte ich mich zu einem englischen AOL-Bildschirm durch. Endlich verbunden. Ich tippte eine Mitteilung an eine Gebetsgruppe in meiner Gemeinde in Colorado und an ein paar Freunde und Verwandte. Das Netzwerk stürzte wiederholt ab, und jedes Mal musste ich den AOL-Bildschirm wieder suchen und meinen Text neu eingeben.

Der Text war einfach: eine kurze Schilderung des Problems –

und dann: »Wir brauchen Eure Hilfe. Betet für uns.« Ich wusste nicht, wie ernst meine Verletzungen waren. In den kommenden Tagen sollte ich auf einer Buchhändlertagung in St. Petersburg sprechen und dann zu den nächsten Vortragsterminen nach Moskau fahren. In den AOL-Internetnachrichten hieß es gerade, dass bewaffnete tschetschenische Rebellen in Moskau ein voll-besetztes Theater in ihre Gewalt gebracht hatten und dass die Stadt vom Militär abgeriegelt war. Ich tippte meinen Text fertig und drückte auf »Senden«. Im gleichen Augenblick kam auch schon die Meldung, dass meine Zeit gleich abgelaufen war.

*Ist das mit dem Beten auch so?* fragte ich mich, als ich zurück zum Hotel ging. Wir senden Signale aus einer sichtbaren Welt in eine unsichtbare, in der Hoffnung, dass da jemand ist, der sie empfängt. Aber woher wollen wir das wissen?

Doch als ich da durch die Straßen ging, spürte ich, wie der Angstknoten in meinem Magen sich zu lösen begann. In ein paar Stunden würden meine Freunde und Lieben zu Hause – Menschen, für die ich wertvoll war – ihre Computer einschalten, meinen Hilferuf lesen und für mich beten. Ich war nicht allein.<sup>4</sup>

## Der große Helfeschrei

Jede Religion kennt das Gebet. Da gibt es Eingeborenenstämme, die ihren Göttern Opfer darbringen und für solche Dinge wie Gesundheit, Essen, Regen, Kinder und Sieg gegen die Feinde beten. Die Inkas und Azteken opferten sogar Menschen, um bei ihren Göttern Gehör zu finden. Und der gläubige Muslim lässt fünf Mal am Tag alles stehen und liegen, wenn der Gebetsruf ertönt.

Selbst Atheisten beten. In der Hoch-Zeit des Kommunismus in Russland hatten linientreue Parteimitglieder zu Hause oft ihren »Herrgottswinkel«, in dem nicht ein Kreuzifix oder eine Ikone hing, sondern ein Bild Lenins.<sup>5</sup> Und im Jahre 1950 gab die *Prawda* den roten Getreuen den folgenden Rat:

Wenn du bei der Arbeit Probleme hast oder plötzlich an dir zweifelst, denke einfach an ihn – Stalin –, und du wirst neue Zuversicht bekommen. Wenn du dich zur Unzeit müde fühlst, denke an ihn – Stalin –, und deine Arbeit wird dir besser von der Hand gehen. Wenn du nicht weißt, wie du dich entscheiden sollst, denke an ihn – Stalin –, und du wirst die richtige Entscheidung finden.<sup>6</sup>

Wir beten, weil wir jemandem oder etwas für die schönen Dinge des Lebens danken wollen, aber auch, weil wir uns klein und hilflos fühlen oder Angst haben. Wir beten um Vergebung, um Kraft, um Kontakt zu »dem da oben«, um Gewissheit, dass wir nicht allein sind. Millionen »Anonyme Alkoholiker« bitten täglich eine höhere Macht, die ihnen helfen soll, ihre Sucht unter Kontrolle zu bekommen. Wir beten, weil wir einfach müssen. Das Wort *Beten* hat mit *Bitten* zu tun. Damals in St. Petersburg betete ich aus purer Verzweiflung; ich hatte sonst niemanden, der mir hätte helfen können.

Das Gebet ist universal, weil es ein menschliches Grundbedürfnis anspricht. Thomas Merton hat es so formuliert: »Das Gebet ist ein Ausdruck unseres Menschseins ... Wir sind Mängelwesen. Wir sind eine Lücke, eine Leere, die nach Erfülltworden sucht.«<sup>7</sup> Im Gebet brechen wir das Schweigen, und mehr und mehr fließen die Worte aus unserem Innersten heraus. Ich weiß noch, wie ich in den Tagen nach dem 11. September 2001 wieder und wieder »Gott, segne Amerika« betete. Was ich meinte, war: »Gott, rette Amerika.« Rette uns. Lass uns leben. Gib uns noch eine Chance.

Nach Umfragen des amerikanischen Meinungsforschungsinstituts Gallup<sup>8</sup> werden in dieser Woche mehr Amerikaner beten als arbeiten, Auto fahren, Sex haben oder etwas für ihre Fitness tun. Neun von zehn Amerikanern geben an, regelmäßig zu beten, drei von vier sogar jeden Tag. Geben Sie einmal das Wort »Beten« oder »Gebet« in eine Internet-Suchmaschine ein; Sie werden staunen, wie viele Millionen Treffer Sie bekommen.

Aber hinter diesen beeindruckenden Zahlen liegt ein Rätsel, ja ein Dilemma.

Als ich anfang, das Beten zu studieren, ging ich als Erstes in die Bibliotheken und las die Lebensgeschichten einiger großer Beter der Weltgeschichte. Georg Müller begann jeden Tag mit mehreren Stunden Beten, in denen er Gott bestürmte, ihm das zu geben, was er für sein Waisenhaus brauchte. Der anglikanische Bischof Lancelot Andrews (gest. 1626) widmete fünf Stunden des Tages dem Gebet, und zweihundert Jahre später stand Charles Simeon, ebenfalls Anglikaner und eine der Führungspersönlichkeiten der Evangelikalen, jeden Morgen um vier Uhr auf, um seine vierstündige Gebetszeit zu beginnen. Noch heute beten die sogenannten »Schlaflosen Nonnen« in Schichten den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch. Susannah Wesley, eine vielbeschäftigte Mutter, betete, über dem Kopf eine Schürze, in ihrem Schaukelstuhl für John und Charles (die Gründer der Methodistischen Kirche) und ihre übrigen Kinder. Martin Luther, der täglich zwei bis drei Stunden betete, fand, dass das Beten einem Christen so selbstverständlich sein sollte wie einem Schuhmacher das Schuhemachen oder einem Schneider das Nähen. Und im 18. Jahrhundert schrieb der amerikanische Theologe Jonathan Edwards von den »seligen Stunden« am Ufer des Hudson River, »wo ich ganz in Gott aufging.«<sup>9</sup>

Als Nächstes befragte ich ganz normale Menschen aus meiner Umgebung zum Thema »Beten«. Meistens ging das ungefähr so: »Wie oft beten Sie?« - »Jeden Tag.« - »Und wie lange?« - »Na, so fünf Minuten, vielleicht auch sieben.« - »Befriedigt Sie das Beten?« - »Das eigentlich weniger.« - »Spüren Sie beim Beten Gottes Gegenwart?« - »Manchmal schon, aber nicht sehr oft.« Viele meiner Interviewpartner erlebten das Beten eher als Last denn als Lust. Sie fanden es wichtig, sehr sogar, und hatten ein schlechtes Gewissen, wenn sie es nicht richtig schafften.

## Ein moderner Kampf

In Gottesdiensten in evangelikalischen Kirchen hörte ich, wie die Menschen beim Gebet Gott vorschrieben, was er zu tun hatte, zusammen mit Zaunpfahlwinken, wie der Rest der Welt sich zu verhalten hatte. In liberaleren Gemeinden waren die Gebete eher Aufrufe zur sozialen Aktion, gerade so, als ob das Beten nur eine lästige Vorbereitung für die »eigentliche« Arbeit im Reich Gottes sei. Hans Küngs Mammutwerk *Christ sein* enthielt kein einziges Kapitel oder auch nur einen Registereintrag zum Stichwort »Beten«. Später deswegen befragt, erklärte Küng, dass er es bedauere, das Thema vergessen zu haben. Er sei so gestresst gewesen von den Zensoren im Vatikan und den Terminen seines Verlages.<sup>10</sup>

Warum rangiert das Beten so hoch auf der Skala der theoretischen Wichtigkeit und so niedrig auf der der tatsächlichen Erfahrung? Wie soll man es sich erklären, dass Luther und Simeon stundenlang auf ihren Knien waren, während der moderne Beter nach zehn Minuten auf seinem Stuhl zu zappeln beginnt?

Überall fand ich sie, diese Lücke zwischen der Theorie und der Praxis des Betens. Theoretisch ist das Gebet die höchste Handlung des Menschen, die kostbare Kontaktaufnahme mit dem Gott des Universums. In der Praxis herrschen oft Verwirrung und Frust. Mein Verleger wollte es genau wissen und startete eine Internetumfrage; von den 678 Personen, die antworteten, waren ganze 23 mit ihrem Gebetsleben zufrieden. Es war diese Diskrepanz, die mich dazu brachte, dieses Buch zu schreiben.

Eine der Ursachen für unseren Gebetsfrust ist ohne Zweifel der Fortschritt in Wissenschaft und Technik. Vor zweihundert Jahren hoben die Bauern ihren Kopf zum Himmel hoch und flehten ihn an, endlich Regen zu schicken. Heute studieren wir Tiefdruckgebiete oder beschießen die Wolken mit Silberjodid. Wenn im Mittelalter ein Kind glühendes Fieber bekam, riefen die Eltern zu Gott; heute rufen sie den Notarzt.

Der Skeptizismus des modernen Menschen ist wie ein Rostfraß. Die Luft, die wir atmen, ist von Zweifel erfüllt. Warum tut Gott nichts gegen all die Kriege? Was soll Beten denn ausrichten gegen Atomraketen, Terroristen, Tsunamis und den allgegenwärtigen Klimawandel? Für nicht wenige Zeitgenossen ist das Beten »ein bloßer Wortkrampf in einem Kosmos, dem wir egal sind« – diese Worte schrieb George Buttrick 1942.<sup>11</sup>

Das Gebet kann auch leiden, wenn es uns zu gut geht. Auf meinen Reisen merke ich immer wieder, wie Christen in Entwicklungsländern weniger Zeit damit verbringen, darüber nachzugrübeln, ob Beten etwas bringt, und mehr Zeit damit, tatsächlich zu beten. Die Reichen dieser Welt setzen bei ihren Alltagsproblemen auf ihre eigenen Ressourcen, und für die Zukunftssicherung sind Sparpläne und Lebensversicherungen zuständig. Können wir wirklich noch ehrlich beten: »Unser tägliches Brot gib uns heute«, wenn wir im Kühlschrank Vorräte für die nächsten vier Wochen haben?

Und in einer Welt, in der alles immer schneller gehen muss, lässt der Zeitdruck schier keinen Platz mehr für das Gebet. Unser Austausch mit unseren Mitmenschen wird immer hastiger und oberflächlicher: E-Mails und SMS statt Briefe und persönliches Gespräch. Wer hat heute noch die Zeit, mit seinem Nachbarn zu reden – geschweige denn mit Gott? Wir leben in einem ständigen Mangelzustand: nicht genug Zeit, nicht genug Ruhe, nicht genug Bewegung, nicht genug Muße. Wie soll man Gott unterbringen in einem Terminkalender, der schon hoffnungslos überfüllt ist?

Und wenn wir tatsächlich einmal den Schritt nach innen wagen und unsere Seele öffnen, sind gleich Therapeuten, Gruppen und Selbsthilfebücher da und besetzen die Stellen, die früher für Gott allein reserviert waren. Der Eheberater oder die Freunde nicken wenigstens verständnisvoll – aber Gott? Ist da oben überhaupt jemand, der uns zuhört?

Für den Skeptiker ist das Beten eine Illusion, die reine Zeitverschwendung; für den Gläubigen ist es die vielleicht sinnvollste

Art, seine Zeit zu verbringen. Als Christ glaube ich das Zweite. Aber warum tue ich mich dann so schwer mit dem Beten? Der britische Prediger Martyn Lloyd-Jones hat das Dilemma so zusammengefasst: »Unter all den Dingen, die ein Christ tut und die zum Christenleben dazugehören, gibt es nichts, was für so viel Verwirrung und Probleme sorgt wie die Aktivität, die wir Beten nennen.«<sup>12</sup>

## Unterwegs

Ich schreibe dieses Buch nicht als Experte, sondern als Pilger. Ich habe dieselben Fragen, die wohl jeder irgendwann hat. Hört Gott mich überhaupt? Bin ich ihm nicht egal? Wenn Gott sowieso alles weiß, was soll dann das Beten? Warum sind Gebetserhörungen so unberechenbar, ja manchmal launisch? Wird ein Krebspatient, der viele Freunde hat, die für ihn beten, schneller gesund als jemand, für den nur wenige beten? Warum scheint Gott uns manchmal so nah zu sein und manchmal so unendlich weit weg? Verändert Beten Gott oder verändert es mich?

Bevor ich dieses Buch begann, ging ich dem Thema »Beten« aus dem Weg. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, fühlte mich minderwertig. Fast schäme ich mich, es zuzugeben, aber nein, ich führe kein Gebetstagebuch, ich habe keinen Beichtvater und gehöre zu keinem Gebetskreis. Und jawohl, ich neige dazu, das Beten durch die Brille des Skeptikers zu betrachten. Und anstatt mich über die erhörten Gebete zu freuen, grübele ich lieber über die nicht erhörten nach. Kurz und gut: Meine Hauptqualifikation für das Thema »Beten« besteht darin, dass ich mich unqualifiziert fühle – und ehrlich lernen möchte.

Vor allen Dingen möchte ich Gott kennen lernen. Der Psychiater Gerald C. May schreibt: »Nachdem ich mir zwanzig Jahre lang die Sehnsüchte der Menschenherzen angehört habe, bin ich mehr denn je davon überzeugt, dass die Menschen ein angeborenes Verlangen nach Gott haben. Ob wir bewusst reli-

giös sind oder nicht, dieses Verlangen ist unsere tiefste Sehnsucht und unser kostbarster Schatz.«<sup>13</sup> Wenn wir wirklich nach Gottes Bild erschaffen sind, dann muss Gott uns einen Weg zur Erfüllung dieser Sehnsucht gegeben haben. Dieser Weg ist das Gebet.

Meinen journalistischen Instinkten folgend, befragte ich viele andere Menschen über das Beten: meine Nachbarn, andere Autoren, Gemeindeglieder, geistliche Mentoren, ganz normale Leute. Einige ihrer Gedanken habe ich in Form von unterlegten Begleittexten über dieses ganze Buch verteilt, als Fallbeispiele für das Gebet im wirklichen Leben und auch als Hilfe für mich selber, um mich nicht zu weit von ihren Fragen zu entfernen. Einige dieser Beispielteter sind in frommen Kreisen keine Unbekannten, aber ich benutze meistens nur ihre Vornamen, um jeden Eindruck einer Rangordnung zu vermeiden; wenn es um das Beten geht, sind wir alle Anfänger.

Dies ist kein Handbuch des Gebets, keine Einführung in solche »Techniken« wie das Fasten, Einkehrtage und seelsorgerliche Begleitung. Ich nähere mich dem Thema »Gebet« als geistlicher Tourist, der hierhin und dorthin geht, Denkmäler und Sehenswürdigkeiten betrachtet, Fragen stellt, über das Gesehene nachdenkt, Kostproben zu sich nimmt. Ich gebe gerne zu, dass dieses Buch nicht »ausgewogen« ist; dafür bin ich zu viel mit Christen zusammen gewesen, die zu viel versprochen und zu wenig nachgedacht haben, so dass ich im Zweifelsfalle lieber zu nüchtern als zu optimistisch bin.

Doch eines habe ich beim Schreiben dieses Buches gelernt: dass das Beten ein Vorrecht ist – und keine lästige Pflicht. Wie alle schönen Dinge im Leben erfordert es ein gewisses Maß an Disziplin, aber im Ganzen glaube ich, dass das Leben mit Gott mehr Freundschaft als Pflichterfüllung sein sollte. Der Beter erlebt Augenblicke des höchsten Glücks und der größten Langeweile, fruchtlose Ablenkungen und tiefste Konzentration, Freude und Frust. Mit anderen Worten: Beten ist Beziehungsarbeit, wie so viele andere Bereiche des Lebens auch.